

Evangelischer Literaturbeobachter

Zwanzigste Folge

München

November 1955

Helmut Gollwitzer: Karl Barth und die Lehre von der Versöhnung

Gegen Ende dieses neuen Bandes*) steht die Bemerkung: „Hinter die Anschauung von der Zweidimensionalität der Heilsgeschichte und also ihrem Verlauf auf zwei verschiedenen, aber nicht zu trennenden Ebenen... wird man, vom Neuen Testament bzw. vom neutestamentlich interpretierten Alten Testament her denkend, nicht wohl zurückgehen können. Sie gehört zu den Urdaten des christlichen Denkens, weil des christlichen Lebens, mit denen man nur immer wieder anfangen kann.“ Das heißt: die christliche Botschaft kann nicht anders ausgelegt werden als in der Zusammenschau von zwei Dimensionen, die zusammengehören, aber nicht zusammenfallen: Gott und Mensch, Gottes Tat und des Menschen Tat, neuer und alter Bund, Geist und Wort, Glauben und Werke, Evangelium und Gesetz, Rechtfertigung und Heiligung usw., zureichend begründet in der Gottheit und Menschheit Jesu Christi selber. Weil Barth diese Zweidimensionalität erkennt und im Auge behält (womit er die verbreitete Vorstellung von seinem „Monismus“ jedenfalls nicht bestätigt), hat sein Denken die erstaunliche ökumenische Weite, die ihn vor aller Einseitigkeit bewahrt und ihm gestattet, die Ligitimität sehr divergierender theologischer Anliegen zu erkennen und aufzunehmen.

Trug der erste Band seiner Versöhnungslehre (IV, 1) — vgl. ELB, Folge 11, August 1953, S. 197 f. — die reformatorische Gnadenbotschaft mit großer Kraft und Konsequenz vor, so beginnt dieser zweite (IV, 2) mit einer aufmerksamen Frage nach der biblischen Wahrheit, die im Widerspruch gegen die Reformation, die in Katholizismus, Mönchtum, Pietismus, also in allerlei Form von Heiligungskristentum enthalten sein möchte. Fehlende Einseitigkeit ist aber nicht fehlende Entschiedenheit. Barth beweist das damit, daß die Erkenntnis jener „Zweidimensionalität“ ihn nicht zur Anerkennung eines „und“ verführt, wie er es von jeher verworfen hatte; es findet kein Subjektswechsel statt. Neben Gottes Handeln wird nicht auf einmal das Handeln des Menschen selbständig interessant, immer wieder mahnt er vielmehr, es dürfe unser Denken auf keinen Fall an irgendeiner Stelle Jesus Christus den Rücken kehren und sich ein zweites Thema, etwa den erlösten Menschen als solchen, wählen. Es handelt sich nicht um zwei verschiedene Subjekte, die durch das „und“ verbunden werden, sondern um zwei Dimensionen eines und desselben Geschehens, das Jesus Christus heißt und auf das beharrlich zu blicken, von dem allein, aber nun nicht einseitig, sondern vollständig und umfassend Zeugnis abzulegen, das Ziel dieses theologischen Denkens ist. Darum folgt dem ersten dieser zweite Band, der das Versöhnungsgeschehen genau in umgekehrter Richtung beschreibt:

Der erste Versöhnungsband hatte den Weg des Gottessohnes in die Fremde bedacht als einen Weg demütigen Gehorsams; von ihm aus wurde die menschliche Sünde als Hochmut sichtbar; auf diesem Weg tritt Jesus Christus an

unsere Statt, an die Statt des Gerichts. Dieses Für-uns ist unsere Rechtfertigung; ihr entspricht auf unserer Seite keine andere Haltung als die des Glaubens. Der neue Band nun sieht und bedenkt die Wirklichkeit, die Jesus Christus heißt, in der umgekehrten Richtung: durch den Weg des Gottessohnes von oben nach unten geschieht die Annahme des Menschensohnes zur Einheit mit dem Gottessohn, geschieht also auch eine Bewegung von unten nach oben: die Aufrichtung des Menschen, seine Erhöhung zur Rechten Gottes. Die Annahme des Menschen und seine Hinaufführung zu Gott beschreibt Barth also nicht, wie es meist geschieht, als ein Ereignis, das sich an dem einzelnen Gläubigen als Folge der Herabkunft und Stellvertretung Jesu Christi vollzieht, sondern zuvor und grundlegend als das Ereignis, das sich an dem Menschen Jesus selbst vollzieht: er — und zwar er ebenso stellvertretend für alle Menschen, wie er als Gottessohn stellvertretend für alle unter das Gericht ging — wird emporgehoben zum Menschen Gottes, zum „königlichen Menschen“, als der er für alle den Gehorsam, den Glauben, die Liebe, das Lob Gottes leistet, also, wie die Alten sagten, „das Gesetz erfüllt“. Wie die Herabkunft des Gottessohnes unsere Rechtfertigung war, so ist die Erlösung des Menschensohnes unsere Heiligung. Wie der Herabkommende durch die Kraft des Heiligen Geistes die Gemeinde sammelt und Menschen zum Glauben erweckt, so erbaut der erhöhte Menschensohn durch die Macht seines Geistes die Gemeinde und läßt uns an seiner Bewegung nach oben teilnehmen in der in uns erweckten Liebe. Stand der Demut des Gottessohnes die Sünde als Hochmut gegenüber, so der Erhöhung des Menschensohnes die Sünde als Trägheit, als träge oder resignierte Weigerung am neuen Leben teilzunehmen (in kunstvoller Architektonik im Verhältnis des Menschen zu Gott, zum Mitmenschen, zu seiner Leiblichkeit und zu seiner Zeitlichkeit als Dummheit, Unmenschlichkeit, Verlotterung und Sorge beschrieben). Christologie — Sünde als Trägheit — Heiligung — Erbauung der Gemeinde — die christliche Liebe sind also die Themen, die dieser Aspekt der Versöhnungslehre vom Menschen her in unlöslicher Einheit umfaßt.

Gedankenfülle und systematische Kraft dieses Bandes sind so staunenerregend wie bei den vorhergehenden. Die Gefahr der Breite scheut Barth noch weniger wie früher; er mutet uns zu, der Wiederholungen beim Lesen so wenig müde zu werden wie er beim Schreiben. Dem rasch ermüdenden, wenig Zeit zum ruhigen Lesen aufbringenden Zeitgenossen muß dringend geraten werden, sich dieser Zumutung nicht seufzend zu entziehen, sondern sich in den breiten Fluß der Darlegung mitnehmen zu lassen. Er wird dann einsehen, daß diese nicht kürzer gewünscht werden kann, daß das immer neue Anheben beim christologischen Ansatz unerlässlich ist, weil das Denken hier einen so ungeheuren Gegenstand bekommt wie sonst nirgends, und weil es nicht Vermessenheit ist, mit Barth zu meinen, daß alles bisherige Nachdenken in der Theologiegeschichte uns noch nicht Formeln bietet, bei denen wir uns genügen lassen, die wir einfach rezitieren könnten. Diese Versöhnungslehre ist „orthodox“ nur, sofern sie frühere Formeln (also besonders die des altkirchlichen Dogmas) nicht verachtet, sondern sich von ihnen dienen läßt; sie ist gar nicht „orthodox“, sofern sie sich bei ihnen nicht beruhigt, von ihnen zu den neutestamentlichen Aussagen zurückkehrt und diese noch ernster, noch wörtlicher zu nehmen und so ihre volle Bedeutung zu verstehen sucht.

*) Karl Barth: Kirchliche Dogmatik IV, 2. Die Lehre von der Versöhnung, 2. Teil. Evangelischer Verlag, Zollikon-Zürich, 1955, 996 S. Leinen 52 DM.

Karl Barth: Mensch und Mitmensch. Die Grundform der Menschlichkeit. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1954, 85 S. 2.40 DM.

Karl Barth: Exegese von 1. Kön. 13. „Biblische Studien“, Heft 10. Buchhandlung des Erziehungsvereins Neukirchen, Krs. Moers, 1955, 56 S. 2.35 DM.

Karl Barth: Die Ordnung der Gemeinde. Zur dogmatischen Grundlegung des Kirchenrechts. Verlag Chr. Kaiser, München, 1955. 88 S. 3.90 DM.

Die Entschlossenheit Barths richtet sich darauf, zu verstehen und darzulegen, inwiefern die einmalige Heilstat Gottes in Jesus nicht nur die Ermöglichung, sondern die Verwirklichung unserer Versöhnung, unserer Rechtfertigung und unserer Heiligung ist. Jesus ist ihm wie dem Neuen Testament Ziel und Ende aller Wege Gottes. Indem er die übliche Aufteilung von objektiver Heilstat und subjektiver Heilsaneignung nicht mitmacht, macht er es sich zunächst außerordentlich schwer zu zeigen, wie hier der Mensch und seine Entscheidung, sein Glauben und sein Lieben nicht wegwischt, sondern gerade begründet und in Kraft gesetzt sind.

Weil er es sich so schwer macht, weil hier nichts selbstverständlich ist, muß er es so breit durchdenken. Es erweist sich als fruchtbar, sofern nun die Eigenart der evangelischen Botschaft zum Strahlen kommt, wie es wohl noch selten in einer Dogmatik geschehen ist: jene Eigenart, die darin be-

steht, daß sie das Heil aller Menschen verwirklicht sieht in der Geschichte des geschichtlichen Menschen Jesus. Was aber heißt das? Das ist die Frage, die Barth nicht zur Ruhe kommen läßt und bei der ihm die traditionellen Antworten einschließlich derer, die Jesus zu einem Mittel für unser neues Selbstverständnis macht, also in diesem und nicht in Jesus selbst die Wirklichkeit des Heils sieht, nicht genügen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich meine, daß noch keiner uns so hat ahnen lassen, was mit den paulinischen Formeln vom Christus-für-uns und vom In-Christus-Sein gemeint sein könne. Eine Paulusexegese, die in Zukunft seine Interpretation ignoriert, dürfte nicht weniger vermissen sein wie etwa eine Johannesexegese, die an Bultmanns Kommentar vorübergeht.

(Schluß des Leitartikels auf Seite 397)

Dichtung der Zeit

Einsichten in neue Lyrik

Karl Schwedhelm: „Fährte der Fische“, Gedichte, Victoria Verlag Martha Koerner, Stuttgart 1955. 55 S., brosch. 4.80 DM.

Christine Busta: „Lampe und Delphin“, Gedichte, Otto Müller Verlag, Salzburg 1955. 97 Seiten. Kunstleder. 5.90 DM.

Paul Celan: „Von Schwelle zu Schwelle“, Gedichte, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1955. 65 S. Leinen 6 DM.

Der vierzigjährige Karl Schwedhelm legt seinen ersten Gedichtband vor, die späte, reife Frucht eines geduldigen Bemühens. Schwedhelm steht — als völlig Eigener — in der geistigen Nähe Gottfried Benns. Von ihm übernimmt er die ästhetische Unerbittlichkeit und das „klinische“ Vokabular, wenn es um die Darstellung biologischer oder medizinischer Situationen geht, zu denen er eine geheime Neigung hat. Aus der Sensibilität des Menschen, der die Gefährdung unseres Lebens kennt, erwachsen teils dreiste, teils tief-schamhafte Bilder, einmalig ein jedes, Bildern, denen ein wacher Intellekt stets den passenden Rahmen zuweist. So ist bei aller Hingabe an die Intuition in keiner Zeile dieser Gedichte eine emotionale Ungenauigkeit oder ein Bluff mit Modernitäten zu bemerken, die den jüngeren Leuten heute so leicht aus der Feder gehen. Es ist überhaupt zu glauben, daß Schwedhelm schwer schreibt, langsam, umständlich, mit Wissens- und Gewissenslast beladen. Sein typisches Erlebnis ist die Spannung zwischen Mythos und Zivilisation, zwischen Physik und Metaphysik, zwischen organischem und anorganischem Leben. In vielen seiner Gedichte löst sich diese Spannung in knisternde Pointen auf. Zweierlei ist in ihnen oft bis auf den Grund geschaut: die „Süße der Gegenwart“ und das tödliche Gefühl eines „unerlösten Hierseins im Fleisch“. Unaufgehoben bleibt eine Daseinswehmut, um dererwillen man Schwedhelms Lyrik wirklich „verstehen“ und mitwissend lieben kann.

Von ganz anderer Art ist die gleichaltrige Wienerin Busta. Ihr Wort gründet in der Sicherheit des Glaubens. „Über dem Zufall der Wege und dem Zweifel der Richtung ragt das mittlere Kreuz.“ Eine unbeirrbar religiöse Lyrik spricht aus dieser Lyrik, die gleichwohl in hymnischen Strophen und in volksliedhaften Versen dem Glück und der Schönheit dieser Welt ein wunderbares Lied zu singen weiß. Selbst dem Grau der Hinterhöfe wird noch Glanz zuteil. Es fällt der Dichterin leicht, die Wunder des Lebens und des Menschseins als etwas Gottgeschenktes zu heiligen. Sie ist diesen Wundern mit einer großartigen, staunenden Kind-

lichkeit hingegeben. Aber so sehr ihr Blick sich auch vollsaugt mit den Bildern und Zeichen der Natur, ihr Herz sich mit dem Erlebnis irdischer Liebe füllt, — bei aller Diesseitigkeit wird ihr zum einzig sicheren Ort die Nähe Gottes: „Nur noch an Gottes Ohr geht mir der Atem mühelos, tief und leise.“ Sprachlich steht Christine Busta in der Tradition großer österreichischer Lyrik. Die Sinnlichkeit des Ausdrucks in ihren weiträumigen, traumhaften Meditationen biblischer Geschehnisse ist ererbtes Gut, ebenso wie die Fähigkeit, auch im formstrengsten Gebilde noch immer Wienerische Musikalität zärtlich rumoren zu lassen. Ihre Stimme tönt rein und wahrhaft unter der Verheißung einer seltenen Meisterschaft.

Der junge Paul Celan veröffentlicht (nach „Mohn und Gedächtnis“) seinen zweiten Gedichtband: „Von Schwelle zu Schwelle“. Gegenüber seiner Schreibweise versagt jedes einordnende Bestreben. Er hat die Sprache aus ihrer medialen Dienstbarkeit für die konkrete Aussage entlassen. Er läßt das Wort wieder Stoff an sich sein, Stoff, aus dem er Träume schichtet, neue Zustände, eine neue Zeitlichkeit, die das Kausale nicht mehr kennt. Eine „entzweckte“ Sprache tritt in eine Freiheit über, wo der reine Rhythmus und der reine Melos gefeiert werden können, wo die Faktizität unserer Welt nicht mehr geschildert zu werden braucht. Der Verzicht auf alles Deskriptive tritt schon äußerlich durch die fast völlige Preisgabe des Adjektivs in Erscheinung. Dagegen kommt es zu verbalen Explosionen, die den geistigen Raum unserer Sprache ins Ungeahnte ausweiten. „Traum“ und „Stein“ sind zwei in Celans Lyrik immer wiederkehrende Chiffren. Er macht von ihnen paradoxen Gebrauch. „Wechselt dein Schlüssel, wechselt das Wort, das treiben darf mit den Flocken.“ In diesen Verszeilen steckt mehr an Selbstdeutung, als der Autor vielleicht gewahrte, als er sie niederschrieb.

Gerhard Prager

Jens Rehn: *Nichts in Sicht*. Hermann Luchterhand Verlag, Berlin-Frohnau. 144 S. Leinen 7.80 DM.

Jens Rehns protokollarische Dichtung „Nichts in Sicht“ hat allenthalben großes Aufsehen erregt. Das ist begreiflich: diese scheinbar leidenschaftslosen Aufzeichnungen sind teilweise so dicht, so genau, so gänzlich phrasenlos, daß sie schon darum von der gesamten epischen Nachwuchsliteratur Deutschlands sich eindrucksvoll abheben. Dies ist die Handlung: In einem Schlauchboot, mitten auf dem Atlantik, treiben ein amerikanischer Flieger und ein deutscher U-Boot-Mann; sie allein sind von einer Geleitzugschlacht übrig geblieben. Dem Amerikaner ist ein Arm weggerissen. Er stirbt nach einem Tag an dieser Verwundung. Zwei Tage später stirbt auch der Deutsche, er verhungert und verdurstet. Eingeprengt in die Gespräche der beiden und die Selbst-

KBA 6120

schätzung der Intrigen Schleichers gegen ihn erlauben es, Groener einen großen Politiker zu nennen. Er war ein General, der zum Republikaner geworden war, „Staatsmann im Soldatenrock“ war er nicht. Hierin hat seine Biographin, die sich sonst jeglichen abwägenden Urteils enthält, recht.

Eine Biographie über Groener ist eine dringende Notwendigkeit unserer Zeitgeschichte. Das Buch von Dorothea Groener-Geyer ist jedoch weit davon entfernt, dieser Forderung zu genügen. Weder ist die Verfasserin historisch genügend vorgebildet, um eine solche Aufgabe überhaupt mei-

stern zu können, noch ist es ihr gegeben, ihrem Vater kühl und kritisch gegenüberzutreten. Ihr Buch ist daher nichts anderes als die Darlegung eines weder genügend ausgeschöpften noch ausführlich genug ausgebreiteten Quellenmaterials. Die Verfasserin begnügt sich mit der bisweilen recht unzulänglichen Verzahnung zahlreicher Briefe und Aufzeichnungen durch Zwischentexte unterschiedlicher Qualität. Für das Material, durch das man sich ein Urteil über General Groener zu bilden vermag, muß man dankbar sein, die superlativistische Beurteilung ist indes fehl am Platz.

Herbert H u p k a

Das christliche Denken

Karl Barths Versöhnungslehre

(Schluß des Leitartikels von Seite 382)

Von diesen beiden Versöhnungsbänden her wird verständlich, warum Barth an der unsere Generation so beschäftigenden Diskussion über die allgemeinen Prinzipien des theologischen Denkens, vor allem den hermeneutischen Prinzipien, nur so wenig und so unlustig teilgenommen hat. Jeder allgemeine Begriff, etwa der der Geschichte, der Wirklichkeit, der Entscheidung, der Freiheit kann ihm nur aus dem Bedenken dieser einen, einmaligen Geschichte in ihrer schlechthinnigen Besonderheit erwachsen. Wer nicht erkennt, was die Auferstehung Jesu Christi ist, der kann auch nicht sagen, worum es sich beim Verstehen eines biblischen Textes handelt. Die theologischen Entscheidungen fallen nicht im Bereich des Allgemeinen, um dann auf diesen besonderen Gegenstand angewendet zu werden, sondern im Verstehen dieser besonderen Geschichte, um dann zu allgemeinen Konsequenzen zu führen. Wer Barth z. B. von seinem Offenbarungsbegriff her verstand, ging fehl (hier liegt auch die Grenze des schönen Buches von Hans Urs v. Balthasar über ihn); sein ganzes früheres Werk ist vielmehr von dieser Versöhnungslehre her zu verstehen; dies, was er jetzt sagt, war das, was er von jeher eigentlich meinte; dies Jetzige war die bisher noch verborgene (ihm selbst wohl auch noch kaum bewußte) *causa finalis* alles Früheren; das frühere Werk ist das noch verkrustete Produkt des zeitlich Späteren, jetzt erst arbeitet sich der Ursprung dieses Denkens ans Licht — ein wahrhaft außerordentlicher Vorgang, der von einem großen Gehorsam des Denkens zeugt und für unsere heutige Verkündigung viel bedeuten könnte.

Unmöglich, im Rahmen dieser Anzeige einzelnes hervorzuheben, zu fragen, einzuwenden. Erwähnt sei nur, daß die für das Ganze so wichtige Unterscheidung zwischen *de jure* und *de facto* — unsere Rechtfertigung und Heiligung ist in Christus *de jure* für alle wirklich, *de facto* aber nur für die Glaubenden — noch genauerer Darlegung bedarf, auf die wir wohl im nächsten Band hoffen dürfen. Die am Anfang von IV, 1 im Programm der Versöhnungslehre angekündigte Betrachtung des Abendmahls fehlt hier ebenso wie schon in IV, 1 die der Taufe — sie hätten nach meinem Empfinden nicht fehlen dürfen. Störend ist mir in dem großartigen § 68 („Der Heilige Geist und die christliche Liebe“) die Verengung der Nächstenliebe zur Bruderliebe, die, wie mir scheint, ebenso dem sinnvoll differenzierten neutestamentlichen Befund wie dem Universalismus der Barthschen Konzeption widerspricht. Es ehrt Barth, daß er sich durch die biblischen Aussagen zu dieser der Tendenz seiner sonstigen Gedanken über Kirche und Welt entgegenlaufenden Einengung gezwungen glaubte; sie erscheint mir aber ebenso unnötig wie schädlich.

Der Nichttheologe ist nicht weniger der Adressat dieser Bände wie der Theologe, der Hörer nicht weniger wie der Prediger. Bei dem neuen Band treten die theologiegeschicht-

lichen und polemischen Exkurse weit zurück hinter den biblischen; das ist charakteristisch für Barths Bestreben, mit seiner Arbeit unmittelbar der Verkündigung und dem Hören in der Kirche zu dienen. Schreckt die Umfänglichkeit der Bände doch manchen ab, so können neben Otto Webers dankenswertem „einführendem Bericht“ (Buchhandlung des Erziehungsvereins Neukirchen, Krs. Moers), der für die neuen Bände fortgesetzt wird, separat erschienene Abdrucke einzelner Abschnitte dienen. „Mensch und Mitmensch“ stammt aus dem anthropologischen Bande III, 2 und enthält einschließlich des großen Exkurses über Nietzsche die Bestimmung des menschlichen Ich-du-Verhältnisses. Die „Biblischen Studien“ bringen Barths Meditation über die Prophetengeschichte 1. Kön, 13, ein besonders schönes Beispiel für die unbefangene und ungezwungene Lebendigkeit Barthscher Bibelbetrachtung. Aus dem neuen Band IV, 2 gibt der Chr. Kaiser-Verlag den Abschnitt über „die Ordnung der Gemeinde“ heraus, der für unsere leider z. T. schon wieder allzu fest abgeschlossenen Bemühungen kirchlicher Neuordnung besondere Bedeutung hat und in die Hand aller Ältesten und Synodalen nicht weniger gehört wie auf den Tisch der Kirchenleitung. Jeder dieser Einzeldrucke kann zu einer einladenden Tür in das Gesamtwerk werden und wird hoffentlich vielen dazu dienen.